

Mit der Religionsphilosophie kommen wir bereits zur eigentlich praktischen Philosophie, der Ethik, hinüber, wo der Krieg nicht mehr bloß mittelbar, sondern in sich selbst behandelt wird. Die Ethik hat von jeher sich mit dem Begriff des Krieges und den Unterschieden zwischen gerechtem und ungerechtem, Angriffs- und Verteidigungskrieg abgegeben; sie hielt fest, daß der Krieg, obwohl nur ein unvollkommener, nicht jedesmal zum Ziel führender Rechtserzwinger, an sich nicht unerlaubt, jedoch seine Erlaubtheit an gewisse Bedingungen geknüpft ist. Eine gerechte und schwerwiegende Ursache, nicht bloße Macht- und Sandgier oder irgendwelche leidenschaftlich erfaßte „nationale Aspirationen“ und „unverjährbare Bestimmungen“ ohne Rechtstitel oder die Behauptung eines nebelhaften „Prestiges“ in irgend einem Meer, müsse zu Grunde liegen. Der Krieg müsse in rechter Art geführt werden, unter Wahrung der Menschlichkeit und der geltenden Abmachungen, ohne unsittliche Kampfweisen, mit maßhaltender Rücksicht darauf, daß der Krieg nur Mittel, nicht Selbstzweck ist. Bergmann stellt hier von neuem fest, daß nicht Nietzsches amoralistische Machtphilosophie Deutschlands Krieg inspiriert habe; so weitgehenden Einfluß besitze Nietzsche gar nicht. Man darf bedauern, daß Höpffs Sammelband dagegen sowohl in der Einleitung als in dem Beitrag über die Kriegspoetik für Nietzsche so warme Worte findet. Wie aber die Ethik verteidigt, daß Macht nicht vor Recht geht, wie sie überhaupt dem Kriege seine sittliche Würde als Rechtsmittel wahr, so erhält sie auch vom Kriege Belehrung: dieser lebt ihr ungleich deutlicher als der Alltag vor, welches das sittliche Ziel der Menschen sei, ob Genuß oder treue Pflichterfüllung, und wie der Mensch sittlich wachse, ob durch Selbstüberwindung oder Sichausleben.

Es ist anziehend zu sehen, wie von den Philosophen, seien sie in die Zunftregister eingetragen oder nicht, einer nach dem andern vor der Öffentlichkeit erscheint, wenn auch nur mit einer kleinen Broschüre, und von seinem besondern Standort aus den großen Krieg zu beurteilen sucht. Freilich wären sie nicht Vertreter der „Weltweisheit“, wenn sie nicht von den weltgeschichtlichen Ereignissen und Taten unserer Zeit sich ergriffen zeigten. Otto Zimmermann S. J.

Krieg und Schönheit.

Fast möchten sich die Lippen scheuen, diese beiden Worte zusammen auszusprechen. Ist nicht der Krieg das Brutalste und Entsetzlichste, die Schönheit das Feinste, Entzückendste und Berauschendste, was es im irdischen Leben gibt? Welch andere Beziehung könnte zwischen beiden obwalten als die des extremsten unüberbrückbaren Gegensatzes? Können jemals diese beiden Feinde sich die Hände reichen, Mund an Mund legen und sagen, wo du bist, will auch ich sein, deine Wege seien auch die meinen? Kann der rauhe Krieg zur sanften Schönheit sprechen: „Ich folge dir in deine lieblichen Kammern, wo du deine bezaubernden Schätze ausgebreitet hast?“ Kann die Schönheit zum Kriege sagen: „Ich gehe mit dir deine blutigen Pfade, ich will deine eiserne Wehr anlegen und dir Begleiterin sein in den purpurnen Gluten deiner Schlachten?“

Aber ist die Schönheit wirklich nur zart und sanft, hat sie nur kosende Worte? Walltet ihr Geist nur in der schüchternen Blume, im sternbesäten Himmels-

bogen, im Frieden des kühlenden Waldes, in den Tonwellen der Musik, im Farbenfunkeln eines lichtvollen Gemäldes? Wird ihre Rede nicht hinreichend gewaltig, streckt sich ihre Gestalt nicht zu machtvoller Größe in den himmeltragenden Bergen, schauerlichen Schluchten und Abgründen, brausenden Ozeanen, im Rollen der Donner, in hochragenden Domen und trutzigen Pyramiden? Ist es nicht dieselbe Schönheit, die den schwebenden Schmetterling mit seinem Juwelengewand kleidet und dem Löwen seine schreckende Würde und Kraft verleiht? Überall rührt sie mit ihren Wunderfingern, ihre Dynamik verfügt über alle Ausdrucksgrade von der passiven Getragenheit innerer Seligkeiten bis zu den Vulkanausbrüchen wilder Leidenschaft, ihr Licht kann sie vom leisen Schimmer bis zu verzehrenden Sonnengluten steigern.

So mag sich denn die Frage erheben, ob diese Schönheit vor den blutbesprengten Toren des Krieges Halt macht oder ob sie mit ihrer segnenden Hand mutig hineinschreitet in die mordenden Kriegerscharen. Für ihre zartesten Geschenke findet sie freilich nur dankbare Abnehmer in den Herzen der Menschen, wo sie so manche stille Tugend weckt, von der die Welt nichts weiß. Aber diese rein seelische Schönheit ist es nicht, die wir meinen, sondern die sinnfällige Schönheit, die ästhetischen Genuß auslöst. Im Kleide der Anmut wird sie sich dabei freilich nicht zeigen können, denn das Idyllische, Freundliche liegt dem Kriegshandwerk zu fern. Aber vielleicht im Kleide der Erhabenheit und Majestät?

Wenn das Tragisch-Schöne das ist, was zu erhabener Trauer stimmt, das Große in seinem Untergang oder in seiner durch Leiden erkauften Herrlichkeit, dann ist die Geschichte eines Krieges voll von tragischen Momenten persönlicher und nationaler Art. Denken wir nur an den Fürstenmord von Serajewo, an den heldenhaften Untergang unserer Webdigen und Spee, an das ergreifende Geschick der Lusitania, an die von ihrem Bundesgenossen angegriffenen Zentralmächte. Gewiß ist die tragische Stimmung ein gemischtes Gefühl, in das sich Trauer und Unlust einmengen, aber die Schönheit bleibt Schönheit, auch wenn sie in Trauerkleider gehüllt ist. Wer von uns hätte etwa auf die Nachricht vom Tode unserer großen Helden nicht ein gewisses Gefühl der Erhebung empfunden, eine Art vor Karfamsstagsstimmung mit ihrem traulichen Zwielficht, in das der Aufstehungsmorgen schon seine milden Sonnenstrahlen mischt?

Schauerlich schön und das Innerste ergreifend nennen die Kriegsteilnehmer eine große Schlacht mit dem dumpfen Donner der Kanonen und den Feuerblitzen aus ehernen Schläunden, ein Abbild erhabener Naturgewalten, bezaubernd und beängstigend zugleich. Mag auch ein reiner ästhetischer Genuß nicht auskommen, da es sich ja um Wirklichkeit und nicht um künstlerische Illusion handelt und das Schreckliche in seiner realen Gestalt unsere Nerven zu grausam aufspeißt, so ist er doch in all seinen Voraussetzungen gegeben. Es ist anderseits auch nicht ein reiner physischer und psychischer Schmerz, sondern es gleiten unter seinen Wogenbergen die Unterströmungen ästhetischer Lust. Darum haben auch die Dichter seit Homers Tagen immer wieder ihre Inspiration an den Feuern der Schlachten entzündet. So aus jüngster Zeit Ernst Zahn:

Die ganzen Tage schwieg die Stimme nicht,
 Raum daß die Nacht die große erstickte.
 Es klang wie Gottes Zorn und Weltgericht
 Das Echo, das der Krieg herüberschickte.
 Die stillen Täler schlummerten nicht mehr,
 Die Firnen bebten selbst, die sommerlosen,
 Der schwarze Bergwald reckte ahnungs schwer
 Die Wipfel nach dem fernen dumpfen Losen . . .

Das Erhabene, das eine Schlacht als Wirkung menschlicher und technischer Kräfte zeigt, liegt auch in diesen Kräften selbst bereits grundgelegt.

Wem greift der dröhnende Gang eines großen Schlachttheeres nicht in die innerste Seele hinein? Das Einzelindividuum scheint aufzugehen in einem neuen Ganzen und gewissermaßen nur eine Lebenszelle des Riesenorganismus zu bilden, der wie ein Orkan über die Erde fegt. Und wenn dann aus tausend Rehen ein Schlachtgesang erbraust, dann möchte unser Fühlen aufzucken vor der Übergewalt des Eindruckes: *Terribilis ut castrorum acies ordinata* — „Schreckbar wie ein geordnetes Kriegsheer“.

Sind ferner unsere modernen Mörser mit ihrem zusammengedrängten und doch so wohlproportionierten Bau nicht schon ihrer Form nach die sprechendsten Symbole überirdischer Kraft, ja gegenüber den langhalsigen Kanonen das Äußerste von dynamischer Konzentration? Dieser eiserne Koloss wandelt sich in unserer Phantasie zum sagenhaften urweltlichen Ungeheuer, vor dem wir schwach, hilflos und ohnmächtig stehen. Und während wir mit bebendem Herzen und bis zum Zerreißen gespannten Nerven dem großen Augenblick der Entladung entgegenharren, liegt der Eisenberg selbst immer noch ruhig vor uns im Bewußtsein seiner Kraft und seines Erfolges sicher. Da ein majestätisches Sich-Aufrichten, ein wilder Ruck, ein kurzes, erderschütterndes Brüllen, und fast erhaben über Raum und Zeit faust das zermalmende Entsetzen hinaus in ferne Meilen. Und bevor sich unsere Nerven wieder beruhigen konnten, liegt das Ungetüm wieder still und friedlich da, wie nach einem Atemzug. Ruhe und Kraft — die Kennzeichen der Erhabenheit — verleihen auch diesen Todesmaschinen ihre erschütternde psychische Wirkung.

Und erst unsere modernen schwimmenden Festungen und trutzigen Schiffsburgen! Schon eine mäßige Abbildung eines großen Kriegsschiffes wirkt auf unser Gemüt wie eine Drohung. Es ist, als ob das Weltmeer all die grauenhaften Harmonien seiner Weiten und Tiefen aus diesen Panzermassen erklingen ließe, als ob es ihnen die Zusammenrechnung, das Resultat hätte geben wollen von all den Einzelposten an Schrecken und Fährnissen. Und doch wieder welcher Wohlklang in Gestalt und Bewegung. So hypnotisieren sie unsern Blick wie eine moderne Sphinx, wie eine singende Lorelei.

Was zu Lande die Schlachttheere und Mörser, zur See die Panzerschiffe, das sind über der Erde die Luftkreuzer. Auch ihnen hat die Schönheit ihr Mal aufgedrückt. Gerade weil ihnen die Flügel fehlen, mit denen sonst assoziativ die Vorstellung des Fliegens für uns verknüpft ist, wirkt ihr Dahingleiten zwischen

Himmel und Erde wie ein Wunder auf den Beschauer. Auch die äußere Form der Zeppeline wird sich an gefälligen Proportionen wohl nicht mehr übertreffen lassen. Freilich ist das Erhabene an den Luftkrenzern von ganz anderer Qualität als bei den Panzerschiffen. Das Schwere, Massige, Festungsartige fehlt ihnen wie in ihrer materiellen Substanz so auch in der psychischen Wirkung. Ebenso wie die noch leichteren und eleganteren Flugmaschinen sind sie eigentlich nur per accidens zu Kriegsinstrumenten geworden und werden die erschütternde Wirkung niemals so sehr in sich selbst tragen, wie Mörser, Kriegsschiffe und Panzerzüge. Sind diese schon ihrer Natur und Form nach Symbole schrecklicher Kriegswirkungen und nimmt bei ihnen das Erhabene die Richtung zum Schauerlichen, so bei den Luftschiffen mehr zum Gefälligen und Anmutigen.

Das alles sind nur einige Spuren der Schönheit im Kriege. Nur die auffälligsten. Sie scheut aber auch nicht den Weg ins Kleine und Unscheinbare. Selbst dem Infanteriegeschloß hat sie von ihren Gaben mitgeteilt, wenn auch nur in der bescheidenen Form wohlgefälliger Umrisse. Die vornehme ästhetische Theorie ist ja freilich zu stolz, um sie auf diesem Wege zu begleiten, sie konnte sich für die Mikroskopie des Schönen nie erwärmen. Wenn die Schönheit über Berge schreitet und sie mit Sonnengold umkleidet, wenn sie prunkvolle Kirchen zum Himmel türmt und stolze Paläste baut, dem Maler die Pinzel führt und die Saiten der Harfe rührt, dann findet sie in der Ästhetik eine treue Begleiterin, um nicht zu sagen Bevormunderin. Wenn sie aber in die „Vororte der Armen“ gehen will, um auch die von der hohen Kaste der Kunst als Parias verachteten Nutzgegenstände mit ihrem Geiste anzuhauhen, dann macht sie vor den Toren Halt. Wie lange noch wird sie sich den Vorwurf der Parteilichkeit gefallen lassen?

Joseph Kreitmaier S. J.

Zum Tode des P. Luis Coloma.

Am 10. Juni, morgens um 2 Uhr, knieten die Jesuiten des Proseßhauses in Madrid um das Sterbebett ihres berühmtesten Mitbruders. Eine halbe Stunde dauerte der letzte Kampf. Dann flüsterte, während die Hände sich um den Rosenkranz klammerten, der einst so beredte Mund die flehenden Worte: „O mein Jesus!“ — und P. Luis Coloma y Roldán war tot.

Der frühreife Andalusier war am 24. Oktober 1874 als dreißigjähriger Rechtsanwalt in den Orden eingetreten. Er war Seekadett gewesen, er hatte das Gesellschaftsleben in Sevilla und Madrid kennen gelernt, er hatte in Zeitungen für die Alfonsisten gekämpft, und er hatte unter Führung seiner greisen Freundin Fernán Cavallero ein paar kurze Erzählungen geschrieben. Nun wurde diese bunte Vergangenheit durch eine mehr als zehnjährige asketische und philosophisch-theologische Schulung für eine hohe Lebensaufgabe fruchtbar gemacht. Wie die Prediger alter Zeit auf Märkten und an Straßenecken ihre Stimme erhoben, so wollte P. Coloma seine Kanzel auf den Blättern von Romanen und Novellen aufschlagen.

Er sprach so deutlich, daß ein Sturm der Entrüstung durch die spanische Gesellschaft fuhr. Doch offenbarte sich in seinen Sittenschilderungen (Pequeñeces,